



Nr. 463

Organ des Riesen- u. Iser-Gebirgs-Vereins in Hirschberg
und des deutschen Riesengebirgsvereins in Hohenelbe.

42. Jahrg.

Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen Mitteilungen sind zu richten an die
Redaktion des Wanderers, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg

Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-Abteilung, Breslau 1, Schuhbrücke 84

1. Prof. Dr. Rentwig: Zur Kulturgeschichte des Queiskreises Giehren.
2. Geheimrat Prof. Dr. Friedensburg-Hirschberg: Zu Weihnachten im Riesengebirge.
3. Dr. Bacr-Hirschberg: Die Bethäuser und Bethauskirchen im Kreise Hirschberg.
4. Dr. Bacr-Hirschberg: Neue Bilder aus dem Riesengebirge.
5. Wilh. Paschowsky-Hirschberg: Das Karnöffel- oder Kaiserspiel.
6. H. Siegert: Der junge R.-G.-B. bei den Dudlern.
7. Kerms in Warmbrunn.
8. Geheimrat Prof. Dr. Rosenberg-Hirschberg: Vom Gebirge.
9. Kleine Mitteilungen: Die Heufuberwarte und die neue Hochgebirgsstraße auf dem Iserlamm. — Johannes Bagg. — R.-G.-B.-Museum. — R.-G.-B.-Ortsgruppe Liebau i. Schlef. — Neue Ortsgruppe Löwen. — Jubiläum. — Lawinstürze. — Das „Schlesterhaus im Riesengebirge“. — Neue Schlessische Landbahn.
10. Bücherschau. Der gemittliche Schläfger. Verlag L. Seege, Schweidnitz.

Zur Kulturgeschichte des Queiskreises Giehren.

Prof. Dr. Rentwig.

Als im Jahre 1905 der windschiefe und vermorschte Turm der katholischen Kirche zu Giehren ausgebessert wurde, bestimmte ich auf Ersuchen des Geistlichen Rats Neudecker in Friedeberg a. Du. um so bereitwilliger den Inhalt des Turmknopfes, als ich darin Nachrichten über die halb sagenhafte St. Wolfgangskapelle auf dem Kemnitzfamme zu finden hoffte, die ehemals mit Giehrens späterer Filiale Kunzendorf am Kahlenberge verbunden gewesen sein soll. Leider vergebens! Denn im Turmknopfe lagen nur einige Münzen in Geprägten aus der Zeit der vier Knopfaufsetzungen von 1697 bis 1869; als älteste merkwürdigerweise ein preußischer Silbergroßchen vom Jahre 1696 mit dem Bilde des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, und die üblichen Urkunden mit dem Namen derer, die mit dem Bau zu tun hatten. Auch nicht die leiseste Andeutung über die älteste Geschichte der Kirche, wie denn auch die Friedeburger Pfarrchronik gerade in diesem Punkte dürftig ist. Ich hoffte immer, die im Nachspüren nach der St. Wolfgangskapelle über Giehren gemachten Aufzeichnungen aus Sommers Niederschriften im

Königlichen Staatsarchiv zu Breslau, aus Ehrhardts Presbyterologie und der älteren kirchengeschichtlichen Literatur des Queiskreises durch weitere Funde vermehren zu können. Ohne Erfolg! Wenn ich nun trotzdem meine zwar nicht umfangreichen, doch kulturhistorisch vielleicht nicht ganz uninteressanten Notizen in Verbindung mit dem oft erwähnten Material der von Jungnitz bearbeiteten und herausgegebenen „Visitationsberichte der Diözese Breslau“ zusammenfassend darstelle, so glaube ich zugleich zeigen zu können, wie wichtig die Visitationsberichte für die Geschichte einer Kirche und die Kulturgeschichte des Kirchorts und seiner Umgebung sein können.

Eine unbeglaubigte Überlieferung spricht der Giehrener Kirche ein hohes Alter zu: eine dem hl. Valentin geweihte hölzerne Kapelle, in der reisende Geistliche dann und wann zelebrierten, soll schon im 13. Jahrhundert dort bestanden haben. Damals hätte, so heißt es weiter, zum Kirchspiel Giehren die ganze Gegend bis Liebenthal, Kemnitz und weiter bis an die Grenzen der Herrschaft Rynast gehört, ausgenommen Röhrsdorf und Wirlischt, die nach Friedeberg

eingepfarrt waren. Friedeberg gehörte in der ältesten Zeit zum Dekanat Seidenberg und mit diesem und der Oberlausitz ins Bistum Meißen, in dessen Jurisdiktionsmatrikel es 1346 zum erstenmal erscheint.

Gleichfalls aus dem 14. Jahrhundert stammt die erste zuverlässige Nachricht über Giehren. Sie steht im Liber fundationis episcopatus Wratislaviensis, einem Einnameregister des Bistums Breslau aus dem 14. Jahrhundert. Da finden wir im Registrum Legnicense districtus circa Greiffenstein den Eintrag: Item Ger habet L (L = 50) mansos et Rabysow. Ger ist Giehren und Rabysow ist Rabishau. Danach ist gewiß, daß in Giehren lange schon vor der Reformation eine Kirche bestand, ohne jedoch mit Friedeberg Beziehungen zu haben. Erst 1668 im Visitationenprotokoll vom 12. September erscheint sie als Adiuncta zu Friedeberg; sie ist es wohl nach der Reduktion vom Jahre 1654 erst geworden, deren Protokoll darüber aber nichts enthält.

Etwas bestimmter fließen die Nachrichten bis dahin seit der Reformation. Als der Gutsherr von Greiffenstein, Ulrich Schaffgotsch, im Volke der „Alte Herr“ geheißen, das Luthertum annahm, folgten ihm seine Gemeinden auf diesem Wege, darunter die ganze Giehrener Kirchfahrt als Giehren, Greiffenthal, Krobzdorf, Querbach, Regensberg, Steine und Rabishau. Rabishau, wo Bergleute eine Kapelle errichtet hatten, wurde 1654 von Giehren abgetrennt. Den Anfang des evangelischen Gottesdienstes in Giehren, der wie der katholischen in derselben Kirche abgehalten wurde, glaubt man, nicht recht wahrscheinlich, schon in das Jahr 1523 setzen zu dürfen. Nach den Angaben von Ehrhardts Presbyterologie und anderer nach ihm haben bis 1654 in Giehren sechs protestantische Geistliche gewirkt. Die Namen der ersten drei sind nicht auf uns gekommen, was zu der nicht ohne weiteres abweisbaren Vermutung geführt hat, daß bis 1553, wo auf Bugenhagens Anraten Johannes Krause aus Lauban († 1604), der erste dem Namen nach bekannte Prediger nach Giehren berufen wurde, die Kirche ausschließlich von den wenigen noch nicht abgefallenen Katholiken benutzt worden sei. Unter Krauses Nachfolger, Kaspar Tralles († 1624), mußte die Kirche erweitert werden, weil der Zuzug der Bergleute zu dem damals in jener Gegend blühenden Bergbau auf Zinn und Kobalt außerordentlich wuchs. Ja, es besteht die nicht unbegründete Meinung, daß die Giehrener Kirche überhaupt aus der Opferwilligkeit der Bergleute entstanden ist. Der Visitationsbericht von 1687 beschränkt sich auf die Mitteilung, daß Bergleute (stanni fossores) sie ehemals gebaut haben, ohne aber eine Zeitbestimmung beizufügen. Auf einen Zusammenhang zwischen Kirche und Bergbau weist allerdings mancherlei hin. So war über der Sakristei, einem in gedrückten Bogen zulaufenden Langgewölbe über sehr starken und sehr festen Mauern, eine Stube, die dem Obersteiger zustand, und aus der eine Tür auf die Empore führte, die mit bunten Bildern aus dem alten Testament bemalt war. Sie hieß das Bergmannschor und ist, weil vermorscht und dem Einsturz nahe, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts beseitigt worden. Die Umwandlung der Stube nebst Empore zu dem chorus seu auditorium, dessen der Visitationsbericht von 1677 Erwähnung tut, mag wohl bei dem Umbau der Kirche im Anfang des 17. Jahrhunderts schon erfolgt sein. Noch 1869 stand ein Stück Mauer von zwei Ellen Stärke vor der Sakristei, ein Stück Grundmauer zu dem Bergmannsstübchen. Auch das „Bergwerksläuten“ läßt Beziehungen des Bergbaues und der Kirche zueinander vermuten, gleichviel, ob seine Herkunft von einer Fundation oder einer anderen Ursache herrührt. Von Ende Oktober bis Mittwoch nach Ostern war der Nachtwächter verpflichtet, täglich morgens um 4 Uhr und abends um 9 Uhr die Betglocke zu läuten: früher ein Zeichen für die Bergleute,

sich in die Werke zu begeben. 1836 hörte es auf, zugleich auch bis hierher das Gewitterläuten.

Am 25. Februar 1654, bei Gelegenheit der großen Kirchenreduktion, wurde die Kirche zu Giehren den Katholiken wiedergegeben. Im Reduktionsprotokoll heißt es:

„Giehren gehört in die Herrschaft Greiffenstein. Der Prädikant ist vorhanden, hat ein eigen Bauergut; ihm ist anbefohlen zu räumen. Die Kirche ward refonzipiliert und P. Joachim Kieß, Zisterzienserordens, eingeführt. Alhie waren drei Glocken, ein silberner, ein vergoldeter kupferner und ein zinnerner Kelch, zwei zinnerne Leuchter, ein Altartuch, ein Chorrock; ausgeliehen Geld 337 Mark klein. Der Pfarrhof neu, aber noch nicht ausgebaut, wobei über Winter gesät neun Viertel, über Sommer kann zwölf Scheffel gesät werden. Eingepfarrt sind Kunzendorf, Krobzdorf, Steine, Blumendorf, Kessel, Querbach, sonst Neudorf genannt; sieben Malter, sieben Scheffel, ein Viertel Dezem.“

Bis zur Visitation von 1687 hatte sich das Vermögen erheblich vermehrt: 142 Mark lagen bar da. 409 Mark waren ausgeliehen, das Pfarrhaus, ein stattlicher zweistöckiger Steinbau, war unterdessen fertig geworden und wurde in Ermangelung eines Geistlichen vom Pächter der Pfarrwidmut bewohnt. Das Inventar war in den 33 Jahren seit der Kirchenreduktion um ein Altartuch, Kommunikantentüchel und zwei Handtüchel vermehrt.

Von 1668 ab entrichtete Blumendorf den Dezem an die Tochterkirche von Giehren, nach Kunzendorf, was auf dasselbe hinauskam, denn beide Einnahmen flossen dem Pfarrer von Friedeberg zu.

In der Baubeschreibung der Giehrener Kirche im Visitationsprotokoll vom 4. August 1677 wird die getäfelte Decke schon erwähnt, die Lutsch im dritten Bande seines Verzeichnisses der Kunstdenkmäler Schlesiens in folgender Weise beschreibt: „Die Kassettendecke des tiefen Gebäudes (13×20 Felder) ist mit großmaßstabigem Ornament im Sinne der Spätrenaissance bemalt.“ Einwandfreie Quellen besagen, daß man der Kirche beim Neubau im Jahre 1605, in den von dem alten Gotteshause nur die oben erwähnte Sakristei mit der Stube des Bergsteigers und die östliche Stirnwand, nämlich das Presbyterium einbezogen worden sind, durchweg eine flache Decke gegeben hat, die in Quadranten getäfelt und mit Kojetten und Arabesken ausgeschmückt war. Damit fällt die von Lutsch ausgesprochene Vermutung, daß die Giehrener Kirche erst nach dem dreißigjährigen Kriege ihre heutige Gestalt erhalten habe. Unklar erscheint die Mitteilung einer Vergrößerung der Kirche in dem Jahre 1613. Ob der Bau, der, wie wir noch sehen werden, 1604 schon im Gange war, erst 1613 beendet wurde? Sicher ist, daß 1613 der Turm errichtet worden ist, und daß aus demselben Jahre die Glocken stammen.

In den Jahren 1697 und 1777 waren umfangreiche Ausbesserungen am Turme nötig; 1777 machte eine nicht alltägliche Munizipenz die Vergoldung des Turmknopfes möglich. Die in dessen Schoße ruhende Urkunde meldet nämlich: „Zum Vergolden des Knopfes hat der Junggefelle Johann Christoph Fromhold aus Neuforge in der Liebenthalischen Herrschaft 7 Taler 9 Sgr. legieret.“ Was es mit diesem Legat auf sich hat, besagt die vom Gerichtsschreiber Anton Baumert zu Giehren am 19. Mai 1777 aufgenommene Beschreibung, die im Original ebenfalls im Turmknopfe liegt. Sie lautet:

„Erscheiner Johann Christoph Fromhold, gebürtig aus Neuforge Liebenthalischer Herrschaft, jezo in Diensten als Aufseher beim Kaufmann Holtzhausen in Girschberg, mit Anzeige, daß er die Anna Rosina, des Samuel Daniels Tochter zu Giehren heiraten wollen, gedachte Danielin aber hätte ihm vor kurzer Zeit zu verstehen gegeben, daß sie ihn nicht heiraten wollte noch könnte. (Fortf. folgt.)

Zu Weihnachten ins Riesengebirge!

Von Dr. F. Friedensburg.

Noch recht jung ist die Erkenntnis, daß unser Gebirge auch im Winter Reize entfaltet, die seinen Besuch lohnen, und seit verhältnismäßig kurzer Zeit ist es Sitte, die stillen Höhen aufzusuchen, wenn sie im Schimmer ihrer Schneedecke das „große stille Leuchten“ entfalten, von dem der Dichter singt. So bin ich erst im Jahre 1900 zu diesem Hochgenuß geführt worden, und zwar durch ein Hirschberger Kind, das damals gleich mir dem Berliner Alpenverein angehörte. Dieser Herr, Abkömmling einer bekannten Bankiersfamilie, erzählte uns soviel von der winterlichen Herrlichkeit des Gebirges, daß sich erst ein paar, dann allmählich immer mehr Vereinsgenossen zu der Winterfahrt ins Riesengebirge zusammenfanden, und diese Fahrt zu einer festen Einrichtung unserer bergsteigerischen Betätigung wurde. Denn wir faßten sie nicht auf im Sinne des heut üblichen Wankens von Baude zu Baude: uns galt sie hauptsächlich als Vorübung für unsere sommerlichen Bergfahrten in den Alpen. Dementsprechend zogen wir mit Eispickel, Steigeisen und Seil aus und versuchten uns an Stellen, die wir für schwer zu halten Ursache hatten. So sind wir gleich das erstemal im tiefsten Schnee durch den Melzergrund gestampft bis zu der Stelle, wo die von einer Lawine weggerissene Baude gestanden hat; dort wandten wir uns links und erstiegen durch die im Sommer von unten her deutlich sichtbare „Grüne Rinne“ direkt den Koppengipfel. Ich hatte die Ehre, als erster zu gehen und den Gefährten die Tritte zu treten, wozu ich mich wegen meines damals über zwei Zentner betragenden Gewichts besonders eignete; aber meine recht anstrengende Leistung ward schließlich doch übel gelohnt: Schelte bekam ich, weil die Tritte zu weit auseinander gewesen seien! Und konnte doch wirklich nichts dafür, daß ich so lange Beine habe, und meine Gefährten den Zwergen bedeutend näher standen als den Riesen! Ein wertvolleres Unternehmen war es, als wir uns ein andermal den mit blankem Eis überzogenen Grat zwischen den beiden Schneegruben hinaufhackten. Voran ging einer unserer Besten und griff mit wichtigen Stieben das Eis an, so daß die Splitter weit herumspritzten, dann kam ich und hatte am Seil einen Neuling, einen großen Virtuosen, der sich ziemlich kläglich anstellte. Als wir trotzdem glücklich oben anlangten, mag er, zugleich von der Angst befreit und über die eigene „Leistung“ erfreut, mit dem berühmten „Riesengebirgsdichter“ Horaz gestöhnt haben: „Sic me servavit Apollo! So rettete mich der Gott der Töne!“ Etwas bedenksicher war die am selben Tage von unser Sechsz ausgeführte Durchsteigung der ersten Rinne links in der Wand der großen Schneegrube. Auch sie war völlig vereist, und wäre das über den Ausstieg hängende Eis losgebrochen, so wäre die Unternehmung wohl zu unseren Ungunsten ausgefallen. Nicht minder anregend waren unsere wiederholten Überschreitungen des Ziegenrückens, der reizvoll zu einem ganz scharfen Grat — „Messerglat“ in der Kunstsprache genannt — mit hübscher Gleitbahn in die Tiefen der beiderseitigen Täler zusammengefroren war. Ich weiß wohl: das waren alles bescheidene Leistungen im Verhältnis zu dem, was

nach unserem Vorgang von Breslauer Bergsteigern im Riesengebirge ausgeführt wurde; aber wir waren auch mit unseren „Taten“ zufrieden, boten sie uns doch reichlich Gelegenheit, unsere Bergsteigerkünste zu üben, und mehr wollten wir ja nicht. Dazu der wundervolle Reiz des Wanderns durch die verschneiten Wälder und über die tod-einsamen Hochflächen, des Atmens der harschen, strengen Luft, des Anblicks der zauberhaften Farbenspiele beim Sonnenuntergang.

Mit den heut üblichen Vergnügungen des Sörnerschlittensfahrens und des Rodelns haben wir uns nicht viel abgegeben; uns war eben das Wandern und Steigen die Hauptsache. Der Schisport war zu jener Zeit noch im ersten Aufblühen, und so hatten wir Gelegenheit, die beiden sich damals heftig bekämpfenden „Techniken“ in ihren Erfindern Dr. Schuster und Zbarsky gegeneinander im Wettkampf streiten zu sehen, da Dr. Schuster zu unseren Freunden gehörte, wie wir denn auch unter seiner Führung die ersten wilden Klettereien an den Sandsteintürmen der Sächsischen Schweiz ausgeführt haben. Die Begeisterung für das Schifahren war damals so groß, daß wir eigentlich die Gesellschaft dieser Herren mieden, denn sie kannten keinen anderen Gegenstand der Unterhaltung als ihre Kunst; kam ja einmal das Gespräch auf einen anderen Gegenstand, dann machte sich wohl der oder jener von uns den Scherz: „Aber die Bindung!“ dazwischen zu rufen, und sofort bog die gesamte Unterhaltung auf dieses ihr Lieblingsgebiet ein!

Von den Bauden waren damals nur wenige geöffnet. Denn wozu? Gäste kamen ja doch nur vereinzelt. Wir Berliner trafen gewöhnlich am zweiten Feiertag in Schreiberhau ein und stiegen noch am selben Abend zur Neuen Schlesiischen Baude empor, wo wir meist bei brennendem Christbaum empfangen wurden. In der Schneearuben-, Wiesen- und Prinz-Heinrich-Baude war nur je ein Zimmer zur Aufnahme von Gästen eingerichtet, auf der Koppe nur das böhmische Haus. Wie manchen traulichen Abend haben wir dort mit der Familie Kirchschlager zugebracht, einige plaudernd, andere stehend, wobei unser Vorsitzender, Erzellenz S., der diese Fahrten stets mitmachte, durch gefährliche Überlegenheit gefürchtet war. Auf der Koppe habe ich auch das Seltsame erlebt, daß wir eines Abends ganz bequem im festen Schnee hinaufkamen, am anderen Morgen aber infolge einer jener plötzlichen Änderungen von Wind und Wärme der ganze Gipfel, von blankem Eis überzogen, dem Glasberg des Märchens glich, also daß zwar wir, die wir mit unseren Steigeisen versehen waren, aufbrechen konnten, die beiden anderen Gesellschaften aber droben zu bleiben genötigt waren.

Das war eine köstliche Zeit! Noch waren wir bereit, alles zu wagen und fähig, zu leisten, wonach uns der Sinn stand. Und noch war auch das hehre Reich des Berggeistes nicht zum Tummelplatz äffischer Pußsucht, roher Genußgier und wüsten Massenverkehrs geworden. Aber noch heute schlagen die alten Herzen höher, wenn die Losung ausgegeben wird: „Zu Weihnachten ins Riesengebirge!“

Die Bethäuser und Bethauskirchen im Kreise Hirschberg.

Von Dr. Baer.

Zu dem landschaftlich so schönen ehemaligen Fürstentum Zauer, besonders aber im Hirschberger Kreise, bemerkt der Wanderer, wenn er die größeren Dörfer durchschreitet, gewöhnlich zwei Arten von Gotteshäusern, eine alte, malerische, oft noch aus der gotischen Zeit stammende Kirche

mit Turm, und ein jüngeres, turmloses, etwas nüchternes, oft nur in Fachwerk ausgeführtes Bethaus. Alle diese neueren Bauten verdanken ihr Entstehen Friedrich dem Großen, der nach der Eroberung von Schlesien 1742 die unter der kaiserlichen Regierung herrschende Unterdrückung

der Evangelischen in Glaubenssachen beseitigte und ihnen „allergnädigst die Errichtung von Bethäusern konzedierte“, eine Erlaubnis, von der sofort die opferwilligen Gemeinden ausgiebigen Gebrauch machten. Seitdem sind 180 Jahre vergangen, und die Kunstgeschichte hat sich wenig um diese anspruchlosen Bauten gekümmert. Aber unser einheimischer Kunsthistoriker, Dr. Grundmann in Warmbrunn, der sich schon so große Verdienste um unsere heimatlichen Denkmäler durch sein vortreffliches Buch über die Gruffkapellen der Gnadenkirche erworben hat, zog auch diese friderizianischen Gotteshäuser in den Bereich seiner Forschung, und was er da fand und empfand, hat er wieder in einem mit vielen Bildern von seiner eigenen Hand geschmückten Büchlein niedergelegt, dessen Anschaffung und Studium nicht nur allen Freunden des Riesengebirges,

sondern darüber hinaus allen, die sich mit dem Problem des protestantischen Kirchenbaues beschäftigen, aufs wärmste zu empfehlen ist. Es zeigt die fortschreitende Entwicklung dieser Bauform von den ersten scheunenartigen Bretterbuden bis zu den herrlichen Kirchen von Schmiedeberg und Warmbrunn, die dem Ideal eines evangelischen Gotteshauses ganz nahe kommen; es enthält ihre Baugeschichte und stellt die vielen tüchtigen Baumeister, Handwerker, Geistliche und Gemeindevertreter ans Licht, die sich darum verdient gemacht haben. Wir sehen wieder einmal, wie das Nützliche und Notwendige durch die Idee geädelt und zum Schönen emporgehoben werden kann.

Dr. Grundmann hofft, sein Buch, das 80 Seiten Großoktav umfaßt und 37 Abbildungen bringt, den Subskribenten zu dem Preise von 8,50 Mark liefern zu können.

Neue Bilder aus dem Riesengebirge.

Von Dr. Baer.

Das gegenwärtige Unglück des deutschen Vaterlandes beruht zumeist auf der Zersplitterung in politische Parteien, die den Volkskörper nach den verschiedenen Richtungen reißen, aber nur nicht vorwärts, nur nicht aufwärts. Doch ein Mittel haben wir, die Gegensätze zu verfühnen — die Kunst. Auch Menschen, die dem Politiker Werth, dem Hauptschriftleiter unseres „Boten“, fremd oder gar feindselig gegenüberstehen, müssen den Künstler Werth lieb gewinnen, wenn sie seine Gemälde betrachten, die kürzlich in dem freundlichen Ausstellungsraum der Köbelschen Buchhandlung zur Schau stehen. Und man begreift nicht, wie dieser vielbeschäftigte Mann neben seinem aufreibenden Beruf noch die Zeit gewinnt und die Luft behält, mit Pinsel und Palette in der Hand auch die entlegendsten Schönheiten unserer Riesengebirgsnatur zu studieren und in durchgearbeiteten feinen Bildern auf die Leinwand zu bannen. Werth kann sich in eine Reihe mit unseren guten Künstlern stellen. Moderne Ausschreitungen sind ihm fremd, in liebevoller Beobachtung und Darstellung der Natur und in der Auswahl seiner Motive folgt er etwa den alten guten Traditionen Drexlers und Morgensterns; aber was ihn erst zum richtigen Künstler stempelt, ist der Umstand, daß er sich dabei doch seine volle Selbständigkeit wahrt, sich neue Aufgaben in Farbgebung und Beleuchtung stellt und immer etwas von seiner eigenen Seele in die Bilder hineinlegt.

Es sind zwölf Gemälde, die er diesmal, wohl als Frucht des vergangenen Jahres, hier ausgestellt hatte. Wir können unterscheiden Bilder aus dem Hochgebirge und solche aus der näheren Umgebung im Girschberger Tale. Zur ersten Gruppe gehört „Frühsonne an der Koppe“. Der Maler hatte seinen Standpunkt am oberen Ende des Blaugrundes. Die Sonne beleuchtete scharf die rundenartigen Einsenkungen am Koppenkegel, aus deren mächtigster der Riesgraben herabkommt. Ein anderes Bild eröffnet einen „Blick in den Weißwassergrund“ aus der Gegend der Rennerbaude, und ein drittes auf den „Ziegenrücken“ vom Brunberge. Diesem oft gemalten Gegenstande werden hier neue Reize abgewonnen durch kräftige Behandlung des Vordergrundes im Gegensatz zu der in blauem Dunst verschwimmenden Ferne, die dennoch alle Einzelheiten, den Elbgrund, das Hohe Rad, die Kesselkoppe und einzelne Kuppen des Fiergebirges klar erkennen läßt, ohne daß der Künstler zu einer alpinen Übertreibung der Bergformen, wie der vielgepriesene Paul Linke, gegriffen hätte. Das Bild ist wohl das wirkungsvollste der Gruppe, zu der auch noch der „Blick vom Silberkamm gegen Sturmhaube und Hohes Rad“ gehört, wo der Schwerpunkt in der Luft, in dem Kampf der Sonne gegen vorgeschobene Wolkenballen, liegt, ebenso

wie der „Große Teich“ mit den starken Gegensätzen der dunklen Felsenwände und ihrer Spiegelung im Wasser einerseits und dem hellbelegten übrigen Gelände andererseits, endlich noch der „Blick auf die Schneegruben von Riesewald aus.“

Den Übergang von dieser Hochgebirgsbildergruppe zu den Talansichten bildet ein Stück, dem ich, obgleich es weder durch den Gegenstand, noch durch Farben prunkt, doch den ersten Preis von allen zuerkennen möchte. Es heißt „An der Mummel“ und schildert einen der charakteristischen, niedrigen, einstufigen Wasserfälle dieses Baches, inmitten des einförmigen Fichtenwaldes. Aber wie das Wasser beobachtet ist, indem es sich über die Felsenkante ergießt und dann sofort beruhigt im Becken sammelt, und dort je nach den Reflexen aus der Luft und der Beschaffenheit des Grundes seine Farbe vom Grün ins Braune wechselt, und wie hier der von keinem Glanzlicht durchbrochene Wald den Eindruck des Friedens und weltabgeschiedener Einsamkeit hervorruft, das ist bewundernswert.

In vollstem Gegensatz hierzu steht der „Talblick vom Forsthaus Gain“. Man steht ziemlich hoch, höher als der First des dicht vor uns liegenden Hauses, dessen perspektivisch schräge Linien vielleicht nicht jedem Beschauer sofort glaubhaft erscheinen, und sieht weit hinaus ins Girschberger Tal mit seinen langen Dorf- und Stadtreihen bis aus wellige Bober-Raxbach-Gebirge. — Und in dieses Tal steigen wir dann selbst mit des Künstlers nächsten Bildern hinab. Es ist Frühling, auf Wiesen und Bäumen sproßt das erste Grün, und da führt er uns zunächst nach Schwarzbach, wo ein paar weiße, schwarzfleckige Birken stehen, und zeigt uns hier die noch mit heller Schneedecke im Morgenlicht glänzenden „Teichränder“. Und „Im Grünbusch“ findet er ebenfalls wieder Birken und einen Granitblock, die die schönste Aussicht auf die Koppe eröffnen; und sogar auf dem „Fischerberg“, der seiner Wohnung so nahe liegt, läßt er die Sonnenstrahlen durch die Wipfel immergrüner Kiefern auf dem Moospolster des Birkenwäldchens im Vorfrühling spielen. Ein schönes, herzzerreißendes, heiter stimmendes Bild! Aber noch höher stelle ich das „Herbstbild“ mit seinen warmen Farben im Vordergrunde. Auch hier stehen wir auf dem Fischerberge, aber wir blicken hinab auf die Stadt Girschberg, aus deren Mitte die katholische Kirche emporragt, und jenseits erhebt sich im nebligen Schleier die anmutige Hügelandschaft von Boberröhrsdorf.

So versteht Werth, die schönsten Stellen der heimatlichen Landschaft, verklärt durch sein feines künstlerisches Empfinden, uns vor die Augen zu stellen. Möge ihm die Kunst auch weiter das Leben verschönen und würzen!

Das Karnöffel- oder Kaiserspiel.

Von Wilhelm Patzchowsky, Kurator des N.-G.-V.-Museums in Girschberg.

Im 30 jährigen Kriege wurden auch mehrere schlesische Burgen und befestigte Städte, und zwar einige mehrmals und längere Zeit abwechselnd von schwedischen und kaiserlichen Kriegsheeren belagert. Das Mauerwerk der Burgen des Mittelalters war in seinem Ausmaß so dick, und zu seiner Herstellung war ein so vorzüglicher Mörtel verwendet worden, daß es den Belagerungswaffen, die im 30 jährigen Kriege gebraucht wurden, spielend trotzte. Deshalb mußten die Burgen und Städte von den Kriegsheeren eingeschlossen und durch Mangel an Speise und Trank zur Übergabe gezwungen werden. Aber die belagerten Orte hatten sich mit Nahrungsmitteln und Wasser reichlich versorgt; daher erforderte eine solche Belagerung oft eine recht lange Zeit. Den Soldaten, denen die Belagerung oblag, bot aber der Wachtdienst keine entsprechende Betätigung, und er wurde ihnen höchst langweilig. Deshalb kürzten sie sich die Zeit mit einem ganz eigenartigen, höchst interessanten, von süddeutschen Söldnern eingeführten Kartenspiel, dem Karnöffel- oder Kaiserspiel. Oft wurden bei Belagerungen von Burgen auch die Bürger der bei diesen gelegenen Städte gezwungen, die Soldaten beim Wachtdienst zu unterstützen. Diese Bürger standen alsdann mit den Soldaten in ständigem Verkehr und hatten daher Gelegenheit, dem Karnöffelspiel zuzusehen, es zu erlernen und es mitzuspielen. Nach Beendigung des 30 jährigen Krieges spielten aber diese Bürger das Karnöffelspiel weiter, andere Bürger erlernten es und beteiligten sich am Spiel. So hat sich das Karnöffelspiel in den Städten Schlesiens, bei denen Burgen lagen, die oft von kaiserlichen Kriegsvölkern belagert wurden, wie z. B. in Lähn und Landeshut, eingebürgert und lange Zeit erhalten. Ja, in Landeshut wurde von Bürgern, die des Karnöffelspiels kundig waren, im Jahre 1846 ein „Karnöffelverein“ gegründet, der es sich zur Aufgabe stellte, dies interessante Spiel weiter zu pflegen und den Spielertrag zu wohltätigen Zwecken zu verwenden. Dieser Verein besteht heut noch, und er veranstaltet alljährlich ein „Karnöffelfest“, um seine Einnahmen zu vergrößern. Er verfügt über ein recht ansehnliches Kapital, dessen Zinsen zu wohltätigen Zwecken verwendet werden. Während in Lähn das Karnöffelspiel schon längst in Vergessenheit geraten ist, wurde in Landeshut daselbe von Landeshuter Karnöfflern noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts gespielt. Es waren dies ältere Personen, mit deren Aussterben auch in Landeshut nun dies Spiel ausgestorben ist, weil den jüngeren Personen die Lust und Ausdauer fehlte, die vielen und schwierigen Spielregeln des Karnöffelspiels zu erlernen. Der vorgenannte Verein aber bürgt dafür, daß wenigstens der Name dieses Spieles sobald nicht im Volksmunde aussterben wird. Interessant wäre es, wenn man erfahren könnte, in welchen anderen schlesischen Orten das Karnöffel- oder Kaiserspiel noch gespielt wurde und wann daselbe dort außer Gebrauch gekommen ist.*) In dem Karnöffelspiel beteiligten sich nur 4 Personen, wobei 2 gegen 2 spielten. Beim Karnöffeln kam es weniger auf den Gewinn, als vielmehr auf die lustige Unterhaltung an; denn der glückliche Gewinner bekam als Siegespreis nur „einen Scheffel Korn“, d. i. ein gewisses Maß Kornbranntwein in einem ziemlich großen Glase. Weil das sehr schwierige Spiel scharfes Nachdenken und große Aufmerksamkeit erforderte, mochte der, welcher das Glück hatte, öfter zu gewinnen, den Siegespreis nicht selbst „einfahren“, um nüchtern zu bleiben und der Ehre des Gewinnens noch weiter teilhaftig zu werden. Der Gewinner goß deshalb

meist den gewonnenen Brantwein in seine Feldflasche, oder er schenkte den Gewinn den Zuschauern. Und solcher Zuschauer oder Ribize gab es bei dem Karnöffelspiel stets recht viel; denn die Aussicht auf einen billigen Trunk lockte die machthabenden Landsknechte und Bürger zum Spieltisch. Sodann aber zog auch das äußerst interessante und sehr belustigende Spiel, das ganz entgegengesetzte Spielregeln hatte, und bei dem Geschicklichkeit, Scharfsinn und List sowohl den beiden Gegnern, als auch dem eigenen Partner das Spiel zunichte machte und oft große Überraschungen hervorrief, recht viele Neugierige herbei.

Als in Lähn nach dem 30 jährigen Kriege sich die Bürger mit dem Karnöffelspiel die Zeit vertrieben, scharten sich um die vier Spielenden ebenfalls viele Zuschauer, von denen so mancher auch einen Anteil am Siegespreis, einen kostenlosen Trunk Schnaps erhoffte und auch erhielt. Unter den Zuschauern befanden sich oft auch Leute aus den Nachbarorten, denen die Spielregeln und die sonstigen dabei üblichen Gebräuche gänzlich unbekannt waren. Aus dieser Unkenntnis entstand eine Ortsneiderei in dem Spruch:

Sie im Taubenlahn

Spielen hier und saufen zahn.

Die Zahl 10 bezw. „zahn“ bedeutet eine Vielheit und wurde gewählt, um den Reim auf das Wort „Lahn“, die volkstümliche Aussprache des Namens Lähn, zu schaffen. Das Wort „saufen“ entsprach der früher üblichen derben, ländlichen Sprechweise. Aber auch in Landeshut lebt der vorgenannte Spruch im Volksmunde, der denselben folgenderweise variiert:

Sie (in Landeshut) wie im Taubenlahn

Spielen vier und saufen zahn.

Dieser Spruch, der die Lähner und Landeshuter Bürger durchaus nicht als Spieler und Trinker bezeichnen will, hat sich bis auf die Jetztzeit erhalten. Er stand auch auf einer Fahne, die zur Feier des 700 jährigen Bestehens der Stadt Lähn am 12. Juli 1914 an der Auffangstange des Blitzableiters des Kirchturmes der katholischen Kirche angebracht war.

Schon in den frühesten Zeiten waren die Völkerschaften der Spielsucht ergeben. So hat z. B. Tacitus dieselbe als ein Nationalaster der alten Deutschen bezeichnet, und daß von den Söldnern aller Völker das Karten- und Würfelspiel mit Leidenschaft betrieben wurde, ist allbekannt. Wie aus den Schriften Gaylers von Königsberg zu ersehen ist, wurde in Deutschland neben anderen Kartenspielen das Karnöffel- oder Kaiserspiel gern gespielt, namentlich von den kaiserlichen Soldaten; ja, es war so beliebt, daß es geradezu zu einem Nationalspiel wurde. Auch Hans Sachs erwähnt in seinem Gedicht „vom untreuen Spiel“ unter den 15 dort angeführten Kartenspielen auch das Karnöffelspiel.

Das Karnöffelspiel heißt auch noch Kaiserspiel. Von welchem Kaiser dies Kartenspiel diesen Namen entlehnt hat, läßt sich kaum noch feststellen. Da schon im Jahre 1496 der Name Judus Caesarius neben dem Namen Carnoefflius bei Nennung dieses Spieles vorkommt, muß man wohl auf Kaiser Maximilian I. (geb. 1459, gest. 1519) zurückgehen. Alle Anzeichen sprechen aber dafür, daß das Kaiserspiel unter Karl V. (geb. 1500, gest. 1558), dessen Humor so recht zu dem drolligen Spiel paßte, durch Landsknechte verbreitet wurde. Das Kaiserspiel deutet die Zeit seines Ursprungs sogar selbst an. Die Reige der Ritterzeit, in welcher die aufblühenden Städte Deutschlands manigfache Formen des Wohllebens und Brunkes, sowie auch mancherlei Fassen hervorbrachten, möchten wohl am besten dazu passen. Die alten Nationalkämpfe am Hofe Karls des Großen, die Scharfrennen waren vorüber, man

*) Diesbezügliche Mitteilungen nimmt mit Dank entgegen: W. Patzchowsky, Museumskurator, Turnersdorf i. Nsag., Bahnhofstraße 13.

turnierte mehr zu Schimpf als im Ernste, um im Ruhm die Ehre zu erlangen. Die Turnierwut war soweit gestiegen, daß man von den Turnherren (in der Lufels Segi) sang: „Und tut stechen und turnieren“; und Sebastian Brand klagt in seinem Narrenschiffe:

„Buren, Handwerk dunt sich nit schamen und nehmen sich auch stechens an, der mancher doch nicht rythen (reiten) kann.“

Während also Ritter und Knappen, ja sogar Bauern und Handwerker sich mit dem Turnierspiel vergnügten, suchten die gewöhnlichen Soldaten, die Landsknechte, sich dafür einen Ersatz zu schaffen, indem sie ein entsprechendes Kartenspiel erfanden. Sie erfanden ein Kartenturnier, das Karnöffel- oder Kaiserspiel, in welchem mit Karten auch zwei Parteien gegeneinander kämpften, ähnlich wie die Ritter im wirklichen Turnier zu Pferde.

Daß das Kaiserspiel das Turnier auch wirklich ersetzen sollte, zeigten die ältesten Kartenbilder der Kaiserkarten an. Auf der Beinh war z. B. das Banner oder die Lanze abgebildet. Die Gürtel, Lätze, Schappel und Schnabelschuhe der Könige und Obermannen erinnerten an die Trachten des 14. Jahrhunderts und gaben der Spielkarte ein ritterliches Aussehen. Auch der Name Jos der einen Karte, auf der ein Ritter mit Lanze abgebildet war, erinnerte an das Ritterturnier; denn Jos ist abgeleitet von Jost, Lioft, hosta, justa = Lanze oder Brechen der Lanze, und justieren hieß mit Lanzen gegeneinander stechen, kämpfen. Sodann sind auch viele Ausdrücke, die beim Kaiser- oder Karnöffelspiel gebraucht wurden, der Turniersprache entnommen. Das Turnierspiel hieß früher schlichtweg „stechen“. Einige Karten hießen Stecher. Mit einer Karte von höherem Wert konnte man solche von niederem Werte stechen. Die Stecher, das sind die Kaiser und die Beinen, stellten die Turnierlanzen dar. Wie im Turnier nur wenige, nämlich die Stecher oder Kaiser, stachen, so stach auch beim Kaiserspiel nur die Farbe, welche durchs Jos, das Umschlagen, zum Stechen berechtigt ist, sobald die Schranken geöffnet sind. Wie man im Turnier den Turney teilte, so teilte man beim Kaiserspiel auch die Spieler, welche von gleicher Farbe sind, zusammen, und es spielten Mann gegen Mann und zwei gegen zwei. Die Trumppfieben stellte die Turnierkönigin vor, die am Getümmel des Kampfes keinen Anteil nimmt. Sie ließ sich nur vom Jos, dem Sieger, über alle wegführen, gleichsam als ersten Preis. Turnierbögten und Ehrenholden glichen die Könige, Ober- und Untermannen; denn sie hatten im Kartenturnier mitten im Stechen das Gleichgewicht ebenso herzustellen, wie dies die Aufgabe der Turnierbögten und Ehrenholden im Ritterturnier war. Beim Kaiserspiel unterschied man mehrere Abstufungen mit den diesen zugeteilten Stechern. Diese Abstufungen entsprachen den Stufen des Rittertums. Wie sodann auch im Turnier der gewandte Kenner vom geringsten Adel den ältesten

Dynaster auf den Sand setzen durfte, wenn er durch sein Verhalten im Kampf die Ritterwürde achtete, so konnte im Kaiserspiel die durch Trumppfschlag bestimmte Karte ebenfalls eine Karte von höherem Range stechen oder besiegen. Da bei diesem Spiel auch viel kommandiert wurde, hatte es auch zugleich einen militärischen Charakter. Es war demnach das Karnöffel- oder Kaiserspiel ebenso wie das Turnier ein echtes Kampfspiel mit soldatisch-kriegerischer Tendenz und Färbung.

Im 16. Jahrhundert wurde aus dem ritterlichen Jos ein landsknechtlicher Karnöffel, und dieses Kartenblatt trug nun auch das Bild eines Landsknechtes oder Karnöffels. Daraus erklärt sich auch der Name Karnöffelspiel, d. h. Kartenspiel der Landsknechte.

Zwar sind noch Anleitungen vorhanden, die Aufschluß darüber geben, wie das Karnöffel- oder Kaiserspiel gespielt wurde, doch dürften diese kaum genügen, um mit Hilfe derselben das Karnöffeln noch zu erlernen; denn die Spielregeln sind so zahlreich und schwierig, daß zum Erlernen des Spieles die praktische Übung und mündliche Erklärungen von Personen, die des Spieles kundig sind, noch notwendig wären. Solche Personen sind aber wohl nicht mehr am Leben.

Der diesem Aufsatz zugewiesene Raum gestattet nicht, näher auf die Spielweise einzugehen. Erwähnt sei nur, daß beim Karnöffelspiel das Signieren nicht nur erlaubt, sondern sogar vorgeschrieben war. Signieren hieß das gegenseitige sich Verständigen der Zusammenspielenden durch allerlei sonderbare Minen, Gesichtszüge, Zeichen usw., sobald sie von den Gegnern nicht beobachtet wurden. Es ist erklärlich, daß dieses Signieren auf die Zuschauer höchst ergötlich wirken mußte.

Mannigfaltiger als jedes andere Spiel berührte das Karnöffel- oder Kaiserspiel das Gemüt; es schärfte Gedächtnis und Verstand, es belebte nicht nur die Mitspielenden, sondern auch die Zuschauer. Es fesselte durch seine scharfsinnigen Berechnungen, durch die Geschicklichkeit und Schlaueit den Gegner zu überlisten, dann aber auch durch die drolligen Zufälle. Prahlen und Lügen waren bei diesem Spiele notwendige Eigenschaften; denn alles mußte zum Unsichermachen der Gegner dienen, besonders auch das vorerwähnte Signieren. Auch waren Überlistungen erlaubt, wodurch nicht selten die Spiele der Gegner zunichte gemacht wurden. Daher läßt auch Hans Sachs in einem Gedicht den verspielenden Reuter mit Recht sagen:

„Dergleich ein Spiel heißt das Karnöffeln,
tut mich auch oft essen und löffeln.“

Aus dem Vorstehenden ist zu ersehen, daß das Karnöffel- oder Kaiserspiel ein freies, heiteres Gesellschaftsspiel, eine Komödie war, in welcher der deutsche Humor des Mittelalters sein Wesen trieb.

Der junge R.-G.-V. bei den Quäkern.

U. Siegert.

Es war ein heiteres, junges Völkchen, das sich am Sonntagnachmittag zu froher Wanderfahrt rüstete. Und dieser wohlgenuten Schar war Sonne beschieden, Sonne im Herzen. Das Dampfroß brachte uns keuchend an den Fuß des Gebirges. Im bunten Herbstschmuck, als hätten sie heute ihr besonders schönes Sonntagskleid angetan, grünen Wiesen und Wälder, leuchtet droben Berg und Waude im sonnendurchfluteten Gold, im friedlich stillen Schweigen eines letzten Sommertages. Und um die wanderfrohe Jugend tanzen die Mücken ihren Reigen, fragend: „Wer seid ihr, heitere Gesellen? Wo wollt ihr hin?“ — „Zum kleinen Bergeskirchlein droben, des ehrner Glockenmund zum Tal hinab ein froh ‚Glückauf!‘ uns kündet. Droben

an tannengeschmückter traulicher Stätte des nahen Hotels in Wang wollen wir fröhliche Einkehr halten; sind wir doch hier zu Gaste geladen, Männlein und Weiblein vom jungen RGV.“

Nach leiblicher Stärkung wurde die letzte Hand zu den für den Festabend nötigen Vorbereitungen angelegt, und dann ging's hinaus und hinauf zum Bergeskirchlein. Wohl selten haben jugendliche Augen ein stimmungsvolleres Bild da droben geschaut und seinen Eindruck tief im Herzen aufgenommen und empfunden.

In die feierliche Stille des Abends strahlen im Lichterschein all die vielen kleinen Fenster des erleuchteten Gotteshauses, während der bleiche Mond, über die Koppe steigend,

durch das nächtliche Dunkel der Tannen sein fahles Licht zum Kirchsturm hernieder sendet. Und drunten weit im Tale künden Hunderte von kleinen Lichtern und Punkten: Sonntagabend.

Und aus der Stille eilt frohgemut unsere Jugend zur gastlichen Stätte hinab. Hier herrscht reges Leben. Nun sind sie alle gekommen, denen jener Abend gilt. Von unseren Bergen und Bauden zurückgekehrt, wollen sie eine Stunde mit uns jung und froh sein. Wohl sind sie uns fremd, aber dem Herzen unserer Jugend sind sie nah; denn sie reichen ihr Herz und Hand in schwerer Zeit. Und dies dankt deutsche Jugend und vergißt es nicht. Es sind die Quäker, die nach ernster Tagung sich hier zusammenfanden. Ihnen gilt heute unser Wort, unser Lied, unser Tanz und Spiel als Zeichen unserer Dankbarkeit. Und diesem Dank verlieh unser Führer, Ulrich Siegert, in warm empfundenen und zu Herzen gehenden Worten Ausdruck. Er entbietet der stattlichen Schar der fremden Gäste ein herzlich Willkommen des Riesengebirgsvereins; und mit der Bitte, auch fürderhin uns jene Liebe und Fürsorge zu erhalten, ruft er allen ein baldiges „Auf Wiedersehen!“ zu.

Die wohlgemeinten Worte waren nicht umsonst verflungen. Warmer Dank und Händedruck und das Versprechen des Obmannes, weiterhin für uns zu sorgen, uns zu helfen, war unser Lohn. Mit schwerem Schritt durchschreitet nun der Geist der Berge, auf seinen Riesenstab gestützt, mit weißem, wallendem Barte den Festraum. Auch er dankt für die väterliche Fürsorge in schwerer Zeit und bringt der Berge und Bauden Gruß und Segenswunsch. Und als der Kübezahl beendet, zieht singend und klingend die Jugend ein. Welch frohes, liebes Bild der Jungens und Mädels in ihrem bunten Kleide. Sie bieten jene schlesischen Tänze dar, die heute wieder unsere gute alte Zeit zu neuen Ehren bringen. Dem jungen Volke wird lebhafter Beifall gezollt, und als es unter Sang und Klang den Saal verläßt, geht das bekannte Märchenpiel „Der gestiefelte Kater“ über die kleine Bühne. Unsere jungen „Künstler“ und ihr Dr. Kreuzler, der mit vieler Liebe das Stück einstudiert hat, begleitet die freudige Anerkennung ihrer dankbaren Zuhörer. Noch einmal betritt die Jugend die gastliche Stätte, um, mit Herbstlaub geschmückt, einen wohlkinstudierten Stocktanz zur Schau zu bringen.

Kerms in Warmbrunn.

Zu einer Bauden-Kerms hatte die hiesige Ortsgruppe des R.-G.-B. ihre Mitglieder ins Hotel „Preußischer Hof“ eingeladen. Dirndl, schneidige Hochtouristen, feine Stadtdamen, Bauern und Bäuerinnen in schönen schlesischen Trachten füllten die gastlichen Räume. Zwei riesige buntbebanderte „Beezekränze“ schwebten über den zum Kermsanz gekommenen Paaren. Der Wirt, Ortsgruppen-Vorsitzender Dr. Grundmann, sprach einen urwüchsig-schlesischen „Willkomm“ und wies auf den Zweck der Veranstaltung hin, den R.-G.-B., der jetzt so viel Mittel zur Instandhaltung der Wege brauche, in jeder Weise reichlich zu unterstützen. Von ganz ausgezeichnete Wir-

fung waren die Darbietungen schlesischer Dichtungen des Schriftstellers Hans-Christoph Kärgerl aus Dresden. Kärgerl, der als Meister der Vortragskunst bekannt ist, begann mit Hermann Stehrs heiligste Bewunderung und glühendste Liebe zu unseren Bergen atmenden Gedicht: „Mein Riesengebirge“. Der starke Beifall war zugleich eine Ehrung für den anwesenden Dichter, unseren hochgeschätzten Warmbrunner Bürger. Die Bühne war in eine Bauernstube umgewandelt, und hier ging die lustige Komödie von Fritz Bertram: „Die Heiratsannunge“ in Szene, ausgezeichnet gespielt und die Lachmuskeln ständig reizend.

Vom Gebirge.

Prof. Dr. Rosenberg (Hirschberg).

Trotz des meist schlechten Wetters war das Gebirge zu Weihnachten und Neujahr wieder voll von Menschen. Nadeln und Schneeschuh spielten ihre Rolle. Was es dabei zu sehen und zu kämpfen gab, das erfah ich aus einer Schilderung, die D. C. Mayer, einer unserer besten und größten Gebirgsforscher, den wir auch zu unseren Mitarbeitern zählen, in der „Schlesischen Zeitung“ über das Winterwetter im Riesengebirge schrieb: „Es war ein Silbestermorgen. Der Sturm johlte und sang um die Schneegrubenbaude. Er klapperte mit den Schindeln und schlug die eisernen Fensterhaken dröhnend gegen die Holzverschalung. Er pfiff in Fisteltönen durch den Türspalt und sprühte feinen Schneestaub auf die Diele. Durch den Rahmen der geöffneten Tür sah kalt und wirbelnd das Chaos herein. Aus fliegenden Eiskristallen bestand die Luft. Es flog wie weißer Staub am Boden hin. Es stieß das weiße Mehl von den Dächern und trieb jagende Wirbel in Mauerwinkeln. Mit tiefer Verbeugung vor dem Sturm schleiften wir hinaus, glitten und stolperten über verharschte Haufen von Schnee um die Hausecke. Erst als wir ein wenig tiefer vom Hange waren, ließen wir den Hölzern den Willen. Sie laufen in fliegende Schleier gehüllt, in ein Chaos von Nebel und Schnee hinein. Sie laufen rascher, sie rasen mit blinden Augen in ein Nichts... Hier sind alle Unholde losgelassen. Es singt und heult nicht mehr in tausend Tönen: ein einziges Brausen, das Himmel und Erde erfüllt, das Augen und Ohren schlägt, das Wangen und Nase mit Nadeln peitscht. Und alle Bilder sind untergegangen in fliegendem Schnee. Ein Riesenschleier, der alles verhüllt, wird rasend über die Erde gerissen: Die ächzenden Stangen, die Anieholzbüschel, Windlöcher und Schneewehen — alles versinkt in fliegendem Weiß. Wir sehen an den Füßen die Schier nicht mehr. Bis zu den Knien in haltlosem Gisch, die Ohren betäubt, die Augen geblendet, ringen wir...“ Ich fahre in der herrlichen Silberung nicht fort. Glücklicherweise, wer es aushalten kann und gesund zum Ziel gelangt. Aber wir haben von keinem Unglück gehört, das doch

bei dem Orkan fast zu erwarten gewesen wäre. Aber es scheint, als wenn die Menschheit noch nach dem großen Unglück des Krieges besonders darauf ausgeht, die Natur aufzusuchen, als wenn weder Hitze noch Frost, weder Sturm noch Regen, auch nicht die ins Ungemessene steigenden Preise der Fahrt und des Lebensunterhalts die Scharen abhalten kann, an die Gesundbrunnen zu reisen, an die See und in die Berge. So lese ich z. B. vom Großglockner, daß in diesem Sommer wahre Kolonnen gestanden haben, um das Joch endlich erreichen zu können, daß an der Ostsee 347 027 Badegäste, das sind 70 000 mehr als im Vorjahre, gezählt worden sind, daß der Fremdenverkehr im Riesengebirge nach den jetzt beendigten, namentlich vom „Voten im Riesengebirge“ angestellten statistischen Feststellungen 42 190 Sommergäste und 38 904 Touristen umfaßt, was natürlich nicht annähernd die Zahl der Besucher erschöpfend wiedergeben kann, aber doch zeigt, daß der alte großartige Verkehr vom Glücksjahr 1913 fast erreicht ist, und daß sich in den Jahren von 1914 bis jetzt trotz aller so oft beklagten Übelstände das Aufsuchen unserer Berge nicht vermindert hat. Und wenn schon im Winter 1920/21 13 261 Gäste verzeichnet sind, wie hoch wird sich da der jetzige Verkehr stellen, der alles Vorhergehende übertroffen haben soll? Da mag es nur natürlich erscheinen, wenn die Bautätigkeit auf dem Gebirge überaus rege gewesen ist. Ich rede jetzt nicht von den beiden Bauden an der Ost- und an der Westseite, ich erwähne nur, daß die Spindlerbaude eine saalartige, heizbare Veranda mit 140 Sitzplätzen erhalten, daß ihr zwei Stockwerke mit Fremdenzimmern aufgesetzt worden sind, und daß die Adolfsbaude nun sogar eine Autohalle erhalten hat. Auch die kleine Teichbaude ist verändert worden; es ist aber dem Eingreifen des Hauptvorstandes zu verdanken, daß sie, die sich mit ihrem Glockentürmchen in den Bergfessel mit seinen düsteren Wäldern so wunderbar einfügt, als „Baude“ in ihrem Aussehen erhalten bleibt. Als Baude? Und doch hat das Preisrichterkollegium — ich gehörte ihm zuletzt nicht mehr an — entschieden, daß die

neue schöne Reichmannsche Schöpfung „Schlesierhaus“ genannt werde, selbst Koppenplanbaude und Hochjochbaude, die für den zweiten und dritten Preis in Aussicht genommen sind, haben nicht das Wohlgefallen erregt, wie Schlesierhaus. Roma locuta est: Es ist nun entschieden, und über 2000 Menschen, die anders urteilen, müssen sich bescheiden. Es steht ihnen ja frei zu „raisonieren“ und mit Horaz auszurufen: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus (es freisen die Berge und es wird geboren — eine lächerliche Maus) — es bleibt ein Faktum, das durch Ableizit in unserer majoritätsfreundigen Zeit geheiligt ist; freuen wir uns wenigstens, daß nun neben der alten Niesenbaude auf reichsdeutschem Grunde ein Haus steht, das die feinste Beobachtung der aus der landschaftlichen Umgebung entspringenden Bedürfnisse zeigt und an Hugo Reichmann einen Wirt besitzt, der zehn Jahre lang in der Niesenbaude gewirkt hat. Die kleine Vornitz wird es mit gutem Quellwasser versorgen. Mit seinem feuerfesten Abetzement wird es aere perennius stehen — und nie werden Menschen fehlen, die am Brunnberg, der Schneefoppe, dem Melzergrund andachtsvoll stehen. Ist doch unsere Zeit überall in der ganzen Welt eine Freundin der Berge. Selbst die Schauer des Mount Everest werden bald überwunden sein, und ein „blauer Vogel“ wird nicht das einzige sein, was die Erstbesteigung des höchsten Berges uns an Kenntnissen vermitteln wird.

Nachwort: Seitdem ein gewaltiger Schneefall um die Mitte des Januar eingetreten ist, findet in Krummhübel, Schreiberhau, Seidorf und den anderen Orten ein solches Sporttreiben statt, daß ich außerstande bin, auch nur die Namen der Sportarten, die Feste, die Sieger zu nennen, wird doch in Krummhübel selbst die Meisterschaft für ganz Deutschland ausgetragen. Das denkbar beste Wetter begünstigt diese denkbar schönsten Feste kraftvoller Männer und Frauen. Es wäre ein Lust, zu leben, wenn — es draußen besser stände.

Kleine Mitteilungen.

Die Heufuderwarte und die neue Hochgebirgsstraße auf dem Ferkamm.

Für den Bau einer Heufuderwarte waren bisher 15 000 M durch den Riesengebirgsverein gesammelt worden. Graf Schaffgottsch hat sich bekanntlich bereit erklärt, das gesamte Baumaterial, welches sich an Ort und Stelle findet, sowie Grund und Boden topenlos zur Verfügung zu stellen. Beides stellt einen Wert von etwa 90 000 M dar. Nun soll der Bau mit dem Frühling beginnen. Es sind mehrere Hunderttausend Mark erforderlich. Es werden Anteilscheine von je 150 Mark ausgegeben. Die Baustelle befindet sich am Nordabhange des Heufuders mit einer herrlichen Aussicht auf Hlinsberg, Friedeberg, Greiffenberg bis hin nach dem Grätzberg und dem Probsthainer Spizberg. Nach Westen schweift der Blick bis hin zur Landeskronen, den Baugener und Löbauer Bergen. — Eine neue Straße führt von Hlinsberg am Nordabhange des Ferkammes entlang bis zum Heufuder in 1100 Meter Seehöhe.

Johannes Bagg, der letzte der in Schlesiens eingewanderten Tiroler, hat am 9. Dezember das 90. Jahr erlebt. Der „Wanderer“ hat oft von diesem ferndeutschen, eigenartigen Tiroler erzählt, den ein reiches künstlerisches Leben mit uns so verwachsen ließ, daß das Bagghaus im Zillertal, seine „Vaterer“, noch vielen von dem jungenfrohen, einträglichen Theologen zu erzählen haben wird. Er gleicht einer deutschen Eichel Woge ihr noch länger im deutschen Walde ein Platz gegeben sein!

R.-G.-B.-Museum.

Geöffnet (im Winterhalbjahr) bis Ende Juni: Donnerstag von 10 bis 12, Sonntags von 11 bis 1/11 Uhr. — Eintrittsgeld: 1 Mk., Mitglieder 50 Pf. An anderen Tagen (außer Sonntags nachmittag und Montag den ganzen Tag) von 9 bis 12 und 2 bis 5 Uhr kann das Museum ebenfalls besucht werden. Eintrittsgeld 2 Mk., Mitglieder 1 Mk. Kinder unter 14 Jahren zahlen die halben Eintrittspreise.

Ortsgruppen, Vereine und Schulen werden ersucht, unter Angabe der Zeit und Besucherzahl, sich bei der Museumsverwaltung rechtzeitig anzumelden.

Der Hauptvorstand.

R.-G.-B.-Ortsgruppe Liebau i. Schlef. Die Ortsgruppe entsfaltete im vergangenen Vereinsjahre eine rege Tätigkeit. Es wurden vier Wege verbessert, sieben neue Stangenbänke und 16 neue Wegweiser aufgestellt, sowie drei Wegstrecken markiert. Im Bahnhofsgelände und in Allersdorf erfolgte die Anbringung von je einer großen Orientierungstafel. Auf dem „Hl. Berge“ ist anstelle des morsch gewordenen, hölzernen Aussichtsturmes ein solcher in Eisenkonstruktion erbaut worden, dessen Einweihung im Frühjahr erfolgt. Ferner sind die Vor-

bereitungen für eine im katholischen Volksschulgebäude untergebrachte Jugendherberge mit 20 Lagerstätten getroffen worden.
J. Lazel, Schriftführer.

In Löwen hat sich zu unserer Freude eine neue Ortsgruppe gebildet. Ein Weihnachtsgeschenk für den R.-G.-B. Vorsitzender ist Fabrikbesitzer Helmke. Schriftführer: Praktischer Arzt Dr. Lemberg. Schatzmeister: Buchdruckereibesitzer W. Troeziono in Löwen.

Jubiläum: Am 11. Dezember 1921 feierte Herr Max Löwenthal aus Berlin den Tag, an dem er vor 25 Jahren zuerst und als der erste Sommerfrischler überhaupt, sein liebes Brückenberg besuchte, unter reger Teilnahme von Alt und Jung in Brückenberg. Durch mancherlei Zuwendungen gab der frische, für das Gebirge begeisterte, überall gefannte und beliebte Herr seiner freudigen Stimmung Ausdruck.

Lawinentürze ungewöhnlicher Art sind bei der Klenme in Hoheneibe und in Oberhoheneibe bei dem Wirtschaftsgebäude des Herrn Rother, unseres verehrten Freundes, verheerend heruntergegangen. In das Getöse der zu Tale stürzenden Lawinen mischt sich das Brausen der angeschwollenen Eise, welche durch den plötzlich eingetretenen Eisstoß gefahrbringend geworden war.

Das „Schlesierhaus im Riesengebirge“. Den ersten Preis für diese Bezeichnung, die sechsmal vorgeschlagen wurde, wurde durch das Los dem Postassistenten Kähler in Schmiedeberg, der zweite für Koppenplanbaude dem Fräulein Kläre Schlonksi in Breslau, der dritte dem Geh. Sanitätsrat Dr. Vaer in Hirschberg zuteil.

Die Neue Schlesiens Baudenbahn soll von Schreiberhau für das deutsche Meisterschaftsrennen für 14 000 Mk. (täglich) hergerichtet worden sein.

Die Neue Sportbahn von Seidorf ist am 8. Januar durch ein Fest bei der Sprungchanze in Ober-Seidorf eröffnet worden.

Der Photo-Sport im Winter.

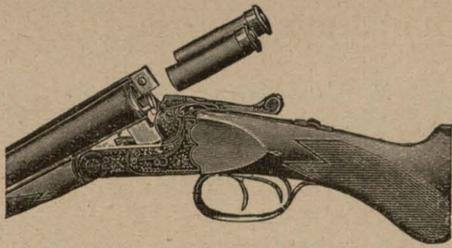
Die vielfachen schönen Begebenheiten der letzten Sommertouren kommen dem Bergwanderer jetzt nochmals so recht zum Bewußtsein beim Durchblättern des Reisealbums an einem einsamen Winterabend oder im Gedanken Austausch mit seinen Wanderkameraden. Die Amateur-Photographie hat besonders im letzten Sommer wieder viel neue Freunde bekommen, und fast jeder Kulturmenschen führt als treuen Reisebegleiter eine kleine Photo-Kamera im Rucksack mit. Dagegen besteht bei vielen noch ein gewisses Vorurteil für Schneee- und Winteraufnahmen.

Freilich stellt die Amateur-Photographie hier auch andere Bedingungen an die Aufnahmetechnik, und besonders kleinen und handlichen Apparaten mit lichtstarker Optik und Gelscheibe ist da der Vorzug zu geben. Aber wer Zeit und Mühe hat, im Winter hinauszuziehen, wird auch die schöne Genugtuung haben, daß die Winterlandschaften noch vielmehr des Schönen und Erhabenen bieten, wie die Natur in der Sommerzeit. — Aber nicht nur Momentbilder aus dem Wintersport sind die gegebenen Objekte, sondern Aufnahmen von Eisblumen, Schneeflocken geben reizende Bilder. Die große bläulich-weiße Schneefläche ergänzt oft die verbläuten Sommerstrahlen. Raubreisbilder und Abendaufnahmen lassen sich selbst noch bei kurzer Belichtung anfertigen.

Um nun diese neue Weltanschauung auf dem Gebiete der Amateur-Photographie zu fördern, hat die Schlesiens Gesellschaft von Freunden der Photographie in Breslau ein Preisauschreiben veranlaßt, und sind die näheren Bedingungen durch die dortigen Photo-Handlungen zu erfahren. Für alle Freunde der Lichtbildkunst gilt es nun, die kleine Kamera aus dem Winterschlaf zu wecken; denn ein Wettbewerb spornet auch auf diesem Gebiet die Kräfte an, und Herz und Sinn wird von neuem begeistert für die Schönheit und Erhabenheit, welche uns die Natur im Winter bietet.

Bücherchau.

Der gemittliche Schläfänger (Verlag L. Heege, Schweidnitz) erscheint nun zum 40. Male. Der beliebte schlesische Dialekt dichter Hermann Bauch zeichnet als Herausgeber, und dieser Name bürgt für einen gediegenen Inhalt dieses schlesischen Hansbuches. Das Titelbild zeigt eine altschlesische Bauernstube nach einer Originalradierung von Erich Fuchs. Zeichnungen schlesischer Künstler wechseln in reicher Folge mit heiteren und ernsten Beiträgen der beliebtesten schlesischen Dichter. Trotz der großen Reichhaltigkeit konnte der Kalender infolge der großen Auflage zu dem billigen Preise von 4 Mk. hergestellt werden.



PAUL MOSSIERS

Fernruf Ring 2708 **Breslau 1, Junkernstr. 20** Fernruf Ring 2708

Inh.: Georg Gabriel, Büchsenmachermstr.

Waffen, Munition, Jagdartikel

Für Wanderungen im Gebirge: Rucksäcke, Gebirgsstöcke, Revolver, Allvor-Verteidiger.

Statt besonderer Einladung

Ortsgruppe Breslau

Monatsversammlung

Dienstag, den 31. Januar 1922, abds. 8 Uhr
in der Matthiaskunst

*

Tagesordnung:

1. Mitteilungen.
2. Vorstandswahl und Entlastung des Schatzmeisters.
3. Vortrag des Herrn Univers.-Professors Dr. Andreas: Aus der Geschichte der Warmbrunner Badegesellschaft

Conrad Schönhals

Abteilungen
für Photographie,
amerik. Positivretusche,
Drei- u. Mehrfarbenätzung,
Autotypie, Strichätzung, Holzschnitt,
Zeichenatelier f. Entwürfe,
Mode, Geschäfts- u. Fabrik-
Ansichten etc.

Klischer-Fabrik

Reuschestraße 51 * Telefon: 3844

E. Brana Tapetenhandlung

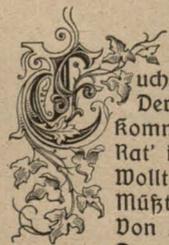
Kaiser-Wilhelm-Straße 27
Telephon Ring 8725

Reichhalt. Lager / Gediegene Muster
Nach auswärts Auswahlsendungen
Edelbohnerwachs glattefrei

A. Brana Malergeschäft

Kaiser-Wilhelm-Straße 30
Telephon Ring 8725

Ausführung sämtlich. Malerarbeiten
Tapezieren von Zimmern
Mitglieder 10 % Preisermäßigung



Auch Wanderer grüßt von Berg zu Tal
Der Herr der Berge „Rübezahl“.
Kommt Ihr in meiner Höhen Reich,
Rat' ich Euch Pilgern allen gleich:
Wollt Ihr das Wandern recht verstehn,
Müßt Ihr Euch mit Likör versehen.
Von Seidel-Breslau gut er schmeckt:
Drum stets in' Rucksack eingesteckt:



Annaberger Klosterbitter
Kapuziner
Mandarin, Ginger

Seidel & Co., G. m. b. H., Breslau 16

Fabrik ff: Tafelliköre, Rum, Arrak, Weinbrand
Lutherstr. 21-23, Altbüßerohle 13, Friedrich-Wilhelm-Str. 75
Telefon Ring 4930



Das
Oderschlößchen

**Terrassen-Restaurant
in Breslau-Grüneiche**

Inh.: HEINRICH VÖLTER
Mitglied des R.G.V.

empfiehlt seinen Festsaal sowie seine eleganten Gesellschaftsräume der guten Gesellschaft zur Abhaltung von Festlichkeiten jeder Art. Küche und Keller bieten das Beste! Die vorzüglichen Engelhardt Biere gelangen hier in vollendeter Güte zum Ausschank.

Der in den Gesellschaftsräumen

an jedem Mittwoch

stattfindende

5-Uhr-TEE

erfreut sich eines stets wachsenden Zuspruchs

Straßenbahn Linie 1

Fernruf: Ring 4023

Ortsgruppe Breslau

Großes Winterfest

am 11. Februar
in allen Räumen des
Oderschlößchens

Kabarett:

„Rübezahls tälsche Kamurte“

unter Leitung der bekannten schlesischen
Rezitatoren Frau Emma Schmidt

Preis 10 Mark

an der Abendkasse

12 Mark

Karten im Vorverkauf bei Juwelier Ehlers in Firma Klee, Schweidnitzer Straße 43, Parfümerie Hausfelder, Inh. A. Heucke, Schweidnitzer Str. 28, und Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-Abteilung, Schuhbrücke 84II.

*

Jeder

Anzug außer Gesellschaftsanzug ist willkommen

Riesengebirgler!

unterstützt Euer Vereins-Organ, den

„Wanderer“

Anzeigen im „Wanderer“ finden große Verbreitung in den besten Gesellschaftskreisen

Preisangebote jederzeit bereitwilligst durch

Wilh. Gottl. Korn · Zeitschriften-Abtlg.

Alleinige Anzeigen-Annahme für den „Wanderer“

Breslau 1, Schuhbrücke Nr. 84II

Schließfach 127